

(Nachdruck verboten.)

20]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Käte gab Wolfgang nach. Es war ja auch nicht gefährlich, wenn die Kinder hierher zu ihm kamen in den Garten, da hatte sie sie ja immer unter Augen und Ohren. Und gut wollte sie zu ihnen sein, das nahm sie sich vor, es die Kinder nicht entgelten lassen, daß sie ihrer Freundschaft wegen schon manch heimliche Träne hatte am Abend in ihr Kissen weinen müssen. Lieb wollte sie ihrem Knaben den Garten machen, so lieb, daß er nie mehr hinaus verlangte auf die Straße!

Aber als sie am Ostertag, an dem sie Wolfgang erlaubt hatte, seine Freunde, die Lämkes und auch den Kutscherjohn, in den Garten zu laden, die bunten Eier versteckte, die Nestchen und Häschen und Küken in den treibenden Buchsbaum bettete und zwischen die ersten blühenden Büschelchen der blauen Schilla, erhob sich in ihrem Herzen etwas wie Born. Nun würden diese Kinder mit ihren schlechten Manieren und ihren trappstigen Schuhen kommen und ihr die Beete vertreten, diese sorgsam gepflegten Rabatten, auf denen unter deckendem Meißig schon die Hyazinthen Knospen trieben und die Tulpen sich reckten. Schade darum! Und daß man diesen ersten wirklichen Frühlingstag nicht still genießen konnte, ungehört dem stötenden Ansellied lauschen! Und gesperrt hatten sie sich noch! Hans Flebbe freilich hatte ohne Empfindlichkeit zugesagt — der Kutscher wenigstens wußte, was sich schickte —, aber die Lämkes hatten durchaus nicht kommen wollen; das heißt ihre Mutter hatte es nicht gewollt. Zweimal hatte man Lisbeth hinschicken müssen; das zweitemal war die ganz empört zurückgekommen: „ne, was solch ein Volk sich einbildet!“ „Vieher Junge, ich kann Dir nicht helfen, sie wollen doch nicht,“ hatte Käte sagen müssen, aber da hatte sie's ihm angemerkt, wie niedergedrückt er war, und in der Nacht hörte sie ihn seufzen und sich rastlos werfen. Nein, das durfte nicht sein! Seinen Arm, der sich so stürmisch um ihre Taille geschlungen hatte, als sie ihm die Erlaubnis gegeben hatte, die Kinder zu laden, wollte sie auch um ihren Nacken fühlen. Und so hatte sie sich denn hingeseht und geschrieen — an diese ungebildete Frau geschrieben: „Geehrte Frau Lämke,“ und sie gebeten, den Kindern doch das Eiersuchen zu erlauben, Wolfgang zur Freude.

Nun waren sie da. Angetan mit ihren besten Sachen, standen sie steif und still auf dem Gartenweg und sahen nicht einmal nach den Rabatten hin. Kätz hatte sich immer eingebildet, es besonders gut zu verstehen, Kinder aus sich herauszulocken. Hier verstand sie es nicht. Sie hatte Fridas ganz neues, buntfarbiges Kleid gelobt und ihr den blonden Zopf, an dem die blaue Schleife baumelte, in die Höhe gehoben: „Ei, wie did!“ — auch Arturs blanke Stiefel hatte sie beachtet und Flebbes pomadisiertes Haar, das er, mit einem Scheitel in der Mitte, wie angeklebt über seinem blühenden Lakaien Gesicht trug. Auch nach den Osterzsuren hatte sie gefragt, ohne doch längere Antworten herauszubekommen, als „ja“ und „nein“.

Die Kinder waren befangen. Besonders Frida; sie war die Älteste, und sie fühlte heraus, was da Gezwungenes in den freundlichen Fragen war. Sie machte ihren Knids wie immer, schnell und schnippisch wie eine Wachselse, die eilig auf und nieder wippt, aber ihre hohe Mädchenstimme klang heute nicht so hell; sie sprach gedämpfter, fast bedrückt. Und sie lachte nicht. Artur richtete sich nach der Schwester, und auch Hans Flebbe nach dem Mädchen, an dem er ohnehin alles nachahmenswert fand. Wie die armen Schluder standen die beiden Jungen da, guckten unterwandt auf ihre Stiefelspitzen und schnüffelten, da sie es nicht wagten, ihre Taschentücher herauszuziehen und zu benutzen.

Käte verzweifelte. Sie konnte es nicht begreifen, daß ihr Wolfgang an solchen Gespielen Gefallen fand; heute war er übrigens genau so wie die anderen, wortkarg und ungeschickt. Selbst als das Eiersuchen anhub, stellten sich die Kinder dumm an; man mußte sie förmlich auf den Versteck stoßen.

Müde, fast gereizt wandte sich Käte endlich dem Hause

zu; nur ein Weilchen wollte sie drinnen bleiben. Nein, das hier war auf die Dauer nicht auszuhalten, immer in die Kinder hineinzureden und ihnen doch keine Gegenäußerung zu entlocken!

Aber sie hatte kaum ihr Zimmer betreten, so hörte sie auf: von außen drang ein Schrei zu ihr, so hell, so jauchzendschriell, wie segelnder Schwalben Schrei. So schrieten Kinder in höchster Lust — o, sie kannte das von früher her, von ganz früher, ehe noch Wölschen gekommen war! Da hatte sie solchen Schreien oft lehnfüchtig gelauscht. Aha — ein bitteres Gefühl regte sich in ihr —, nur sie mußte gehen, dann waren die Kinder lustig, dann war Wolfgang lustig!

Sie war ans Fenster getreten und sah, die Stirn an die Scheibe gelehnt, hinaus in den Garten. Wie sie rannten, sprangen, hüpfen, lachten! Wie losgelassen! Sie spielten Nachlaufen. Gleich einem Wiesel schoß Frida hinter die Büsche, um dann mit spitzem, durchdringendem Gelächter wieder aufzutauhen und, kreischend, aufs neue zu verschwinden. Wild setzte Wolfgang hinter ihr drein. Er achtete nicht auf die Rabatten mit den treibenden Blumen, der Mutter Freude; mitten hinein tappte er, unbekümmert, ob er die Hyazinthen knickte oder die Tulpen, einzig nur bedacht, der flinken Frida den Weg abzuschneiden.

Und die beiden anderen machten es ihm nach. O, wie wurden jetzt die Beete zertrampelt! Alle drei Jungen waren hinter dem Mädchen her. Der blonde Zopf flog wie eine goldene Schnur im Sonnenschein — jetzt flog er hier, jetzt flog er da — nun hatte Wolfgang ihn erhascht und stieß ein Triumphgeschrei aus. Frida versuchte ihn loszureißen, der Knabe hielt fest. Da drehte sie sich blitzgeschwind um, und, übers ganze Gesicht lachend, faßte sie ihn mit beiden Armen fest um den Leib.

Es war eine harmlos lustige Umschlingung, ein Trick des Spiels — nicht zur Befangenen wollte das Mädchen gemacht sein, es wollte so tun, als sei es selber die Fangede —, es war eine ganz kindlich-unbefangene Verührung, aber Käte wurde rot. Ihre Stirn zog sich in Falten: aha, das Mädchen von der Straße zeigte sich! Kaum daß man den Rücken gewendet hatte!

Und mit einem Gefühl des Hasses gegen dieses Mädchen, das, so jung es auch noch war, doch schon versuchte, ihren Knaben an sich zu locken, ging die Mutter wieder in den Garten. —

Wenn Käte gedacht hatte, heute abend, nachdem die Kinder, beladen mit Ostereiern und vollgesättigt, nach Hause gegangen waren, einen stürmischen Dank von ihrem Jungen zu ernten, so hatte sie sich getäuscht. Wolfgang sagte kein Wort.

Sie mußte ihn fragen: „Nun, war's denn schön?“

„Gm!“

Das konnte ebensogut „ja“ als „nein“ bedeuten. Aber daß es „nein“ bedeutete hatte, erfuhr sie, als er ihr gute Nacht sagte. Auf Wunsch des Vaters mußte er ihr immer die Hand küssen; er tat das auch heute mit der unfreien, schon so echt jugendhaften, etwas täppischen Bewegung. Sein dunkler glatter Kopf bückte sich einen Augenblick vor ihr — nur einen kurzen Augenblick — seine Lippen streiften flüchtig ihre Hand. Es war kein Druck in diesem Kuß, keine Wärme.

„Gast Du Dich denn gar nicht amüsiert?“ Sie konnte es nicht unterlassen, sie mußte doch noch einmal fragen. Und er, der aufrichtig war, sagte geradezu:

„Immer, wenn's gerade hübsch wurde, kamst Du!“

„Nun, dann werde ich Euch künftig nicht mehr stören!“ Sie versuchte zu lächeln. „Schlaf wohl, mein Sohn!“ Sie küßte ihn, aber als er gegangen, war neben dem Gefühl einer gewissen Eifersucht, überflüssig zu sein, von anderen völlig ersetzt zu werden, eine große Angst in ihr: wenn er jetzt schon so war, o, wie würde er erst später sein?! —

Wolfgang konnte sich nicht beklagen, die Mutter ließ die Kinder so oft zu ihm in den Garten kommen, wie er sie haben wollte — und er wollte sie fast alle Tage. Die Freundschaft, die im Winter brach gelegen hatte, blühte im Sommer doppelt auf.

„Daß sie doch nur,“ hatte Paul zu seiner Frau gesagt, als sie ihn mit gespannt gehobenen Augenbrauen ansah: was

Die Predigt des Abbé Douzac.

Von Paul Desclaux.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Seit einer Reihe von Jahren war Abbé Douzac Seelsorger der Gemeinde Goudourville. Er war ein kräftiger, untersezierter Mann mit vollem, rotem Gesicht und gutmütigen, blauen Augen. Und diesem sympathischen Aeußeren entsprach sein Charakter. Er war ehrlich, aufrichtig und nicht für zwei Sours stolz, wie man in jener Gegend sagt. Kein Wunder, daß er von all seinen Pfarrkindern geliebt wurde und in einem idealen Verhältnis von Freundschaft und Vertraulichkeit zu ihnen stand.

Abbé Douzac war als junger Priester einige Jahre Missionar in Afrika gewesen. Seit jener Zeit datierte seine leidenschaftliche Liebe zur Natur und eine weitgehende Toleranz den Pfarrkindern gegenüber, die von seinen höheren und höchsten kirchlichen Vorgelegten nichts weniger als gern gesehen wurde.

Des Sonntags war seine Kirche stets gedrängt voll. Aber Abbé Douzac, der wußte, wie sehr seine Gläubigen ihn liebten, der aber auch wußte, wie leidenschaftlich sie sich nach dem Kegelspiel, ihrer gewohnten Sonntagsbelustigung, sehnten, ließ sich durch die große Zahl seiner Zuhörerschaft niemals dazu verleiten, seine Schäfchen länger als notwendig in der Kirche zurückzuhalten. Mit militärischer Kürze zelebrierte er die Messe, legte dann schnell sein Priestergewand ab und ging von Gruppe zu Gruppe, alle Hände drückend, die sich ihm entgegenstreckten.

Ins Pfarrhaus zurückgekehrt, nahm er ein bescheidenes Frühstück ein und spazierte dann gemächlich auf den Schloßberg, so genannt, weil sein Gipfel vom alten Schloß der Barone von Goudourville gekrönt wird. Oben angelangt, legte er sich ins Gras und betrachtete das herrliche Landschaftsbild, das sich seinen Blicken bot.

Das Panorama, welches er von diesem erhöhten Standpunkt genoß, war in der Tat entzückend. Zu seinen Füßen dehnten sich ungeheure Weinpflanzungen, dahinter riesige Getreidefelder, deren gelbliche Aehren im Winde leise hin- und herwogten; darin versteckt die lauberen, lustigen Häuschen von Goudourville, alle von kleinen Gärten umgeben, die durch Pflaumen- oder Nufsbäume von einander geschieden wurden. Und schließlich im Hintergrunde, das Panorama abschließend, das blaüliche, gewundene Band der Garonne.

Abbé Douzac war glücklich, wunschlos glücklich. Man hätte ihm die fetteste Prämie anbieten können, er würde ohne Zögern „nein“ gesagt haben, nur um in dem idyllisch-schönen, ruhigen Goudourville weiterleben zu können.

Aber dieses Glück sollte nicht ungetrübt bleiben.

Eines Sonnabends abends, als er vom Schloßberg kam, fand Abbé Douzac im Pfarrhaus den Brief eines alten Freundes und Amtsgenossen, der dem Bischof von Montauban attachiert war. Der Brief lautete folgendermaßen:

Mein lieber Douzac!

Du hast Feinde. Se. Eminenz hat soeben ein anonymes Schreiben erhalten, dessen Verfasser Dir nachsagt, Du verbreitest das Wort Gottes nicht so, wie es sich gezieme. Ja, er wirft Dir sogar vor, daß Du niemals die Kanzel besteigst, um zu predigen, sondern daß Du Dich statt dessen begnügst, mit Deinen Schäfchen kameradschaftliche Unterhaltung zu pflegen. Se. Eminenz ist der Ansicht, daß mit derartigen Tum der Kirche und ihren hohen Zielen nicht gedient ist, und hat eine Unterjuchung angeordnet. Du kannst Dich also darauf gefaßt machen, an einem der nächsten Sonntage den Besuch des Herrn Generalvikars zu empfangen, der dem Gottesdienst beiwohnen wird. Ich befehle mich, Dich davon in Kenntnis zu setzen: richte Dich danach! Ich darf Dir nicht verhehlen, daß Se. Eminenz entschlossen ist, mit aller Strenge gegen Dich vorzugehen, falls die Dir gemachten Vorwürfe auf Wahrheit beruhen sollten. Er beabsichtigt, Dich gegebenenfalls an das äußerste Ende des Departements zu versetzen in eine Pfarrei, wo Du nicht in Verführung geraten sollst, über den Schönheiten der Natur Deine heiligen Pflichten zu vergessen. Sieh also zu, was Du tun kannst, um Deine Feinde zu beschämen oder das Unwetter abzuwenden.

Dein alter Freund Ducaffe.

Nachdem er diesen Brief gelesen hatte, kratzte sich der Abbé mit rauher Miene den Kopf. Dann stopfte er seine Pfeife, steckte sie in Brand und setzte sich unter die alte, dichthelaudte Mäster, die den Eingang des Pfarrhauses beschattete.

Wie? Er sollte dieses herrliche Fleckchen Erde verlassen? Nein, das durfte nicht geschehen!

Er dachte lange und angestrengt nach. Plötzlich verklärten sich seine Züge und er lächelte vergnügt zu den Türmen des Schlosses empor, welche die untergehende Sonne mit blutrotem Schein übergoß. Er trat ins Haus und sagte zu seiner alten Wirtshästerin:

„Galantine, morgen bei Schluß der Messe werden Sie mir eine Tasse Fleischbrühe und ein Glas Wein in die Sakristei bringen!“

Am nächsten Morgen war die Kirche, wie gewöhnlich, mit Gläubigen gefüllt. In der Sakristei unterhielt sich der Abbé inzwischen halblaut mit dem alten Kantor Missier, der eifrig mit dem Kopf nickte.

Endlich begann der Gottesdienst. Beim Evangelium verstandete der Abbé seinen Getreuen:

„Meine Brüder, vom kommenden Sonntag an will ich in der

Würde er sagen, würde er's wirklich gern sehen, daß Wolfgang mit diesen Kindern in seinem Garten tobte?! „Ich finde es nett, wie der Junge mit den Kindern ist,“ sagte er. „Ich hätte nie gedacht, daß er sich so anschließen könnte!“

„Du findest es nicht nachteilig, daß er immer nur mit diesen — diesen nun, mit diesen Kindern umgeht, die doch einer ganz anderen Sphäre angehören?“

„Ach was! Nachteilig?!“ Er lachte. „Das hört später schon ganz von selber auf. Es ist mir bedeutend lieber, er hält sich an solcher Leute Kinder als an die von Progen. Er bleibt so eben viel länger ein einfaches Kind!“

„Meinst Du?!“ Nun ja, in gewisser Beziehung mochte Paul recht haben! Wölfschen war anspruchslos, ein Apfel, eine einfache Brotkrumme waren ihm ebenso lieb wie Lortz. Aber es wäre doch besser und ihr lieber gewesen, er hätte sich wählerischer gezeigt — hierin wie auch in anderem. Sie gab sich alle Mühe, ihm eine feinere Zunge anzuerziehen.

Als die Köchin eines Tages ganz empört kam: „Grädige Frau, nu will der Wolfgang schon nicht mehr von der guten Zervelatwurst, un Braten von Mittag will er auch nicht mehr auf die Stulle — „immer dasselbe“, räsionniert er — was denn nu?“ — da freute sie sich. Endlich war es ihr gelungen, ihm beizubringen, daß man nicht sinnlos in sich hinein ist, ohne jede Wahl, nur um des Essens willen!

Hätte sie gesehen, wie er bei Frau Lämke Schmalzbrot mit Zwiebelleberwurst stopfte, oder Kartoffelkuchen in Del gebacken heiß aus der Pfanne hinunterschlang, sie hätte sich nicht mehr gefreut. Aber so war sie dankbar für jede noch so kleine, feinere Regung, die sie an ihm zu beobachten glaubte. Sie merkte gar nicht, wie sehr sie sich selber quälte.

Ach, warum unterstützte sie ihr Mann nicht in der Erziehung?! Wenn er's doch tätel! Aber er verstand sie eben nicht mehr!

Schlieben hatte es aufgegeben, seiner Frau hineinzureden. Ein paarmal hatte er's versucht, aber seine Einwendungen waren gescheitert an der Hartnäckigkeit, mit der sie an ihren Prinzipien festhielt. Warum sollte er sich mit ihr entzweien?! So viele Jahre hatten sie glücklich miteinander gelebt — bald waren sie ein Silberpaar — und nun sollte dieses Kind, dieses Würschchen, das noch kaum orthographisch schreiben konnte, dem der Lehrer eben die ersten lateinischen Regeln eindrückte — dieses Kind, das im Grunde weder sie noch ihn etwas anging — dieses fremde Wesen sollte sie beiden alten Eheleute auseinander bringen?! Da ließ man eben viel lieber manches geschehen, was Käte vielleicht besser anders gemacht hätte. Mochte sie sehen, wie sie auf ihre Weise mit dem Jungen fertig wurde — sie hatte ihn ja so unendlich lieb! Und wenn der dann eintritt, nicht mehr das Spielzeug, ihren zarten Händen erwachsen war, dann war er, der Mann, ja noch immer da, um ihn die kräftigere Hand fühlen zu lassen. In dem Jungen war ja zum Glück kein Falsch!

Schlieben war nicht unzufrieden mit Wolfgang. Ein Ueberflieger war der freilich nicht in der Schule, gehörte durchaus nicht zu den ersten, hielt sich aber immer doch noch in einer anständigen Mitte. Nun, ein Gelehrter brauchte er ja auch nicht zu werden!

Von all dem, was Paul Schlieben einst in jüngeren Jahren nur einzig erwägenswert gefunden hatte — Wissenschaft, Kunst und deren Studium —, hielt er jetzt nicht mehr das gleiche wie früher. Jetzt war er zufrieden in seinem Kaufmannsberuf. Und da dieses Kind nun einmal in sein Leben hineingeraten war, ohne eigenes Zutun in solche Verhältnisse gekommen war, war es auch die Pflicht dessen, der sich „Vater“ von ihm nennen ließ, ihm eine Zukunft zu gestalten. Und so machte sich Schlieben einen festen Plan. Wenn der Junge so weit war, daß er das Einjährigzeugnis hatte, nahm er ihn aus der Schule, schickte ihn ein Jahr nach Frankreich, nach England, eventuell nach Amerika, immer in große Häuser, und wenn er dann vom untersten Lehrling angefangen und was gelernt hatte, dann nahm er ihn zu sich in die Firma. Er dachte es sich schön, manches dann auf jüngere Schultern wälzen zu können. Und verlässlich würde der Junge wohl sein, das merkte man ihm schon jetzt an!

Wenn Käte nur nicht so übertriebene Anforderungen stellen wollte! Immer war sie hinter dem Jungen her — wenn nicht in Person, so doch in ihren Gedanken. Sie quälte ihn — er war eben nun mal kein anschiemendes Kind — und machte es sie denn selber glücklich?!

(Fortsetzung folgt.)

Messe über die Wahrheiten unseres heiligen Glaubens sprechen. Heute nach Schluß des Gottesdienstes möchte ich Euch kurz den Plan auseinandersetzen. Ich bitte Euch daher, noch einige Augenblicke zu verweilen."

Darauf wandte er sich wieder dem Altar zu, nicht ohne vorher dem alten Missier ein unmerkliches Zeichen gegeben zu haben. Dieser hatte den Wink sofort verstanden, denn er erhob sich sehr ostentativ, schloß die Kirchentür ab und lehrte mit dem Schlüssel in der Hand an seinen Platz zurück.

Nach Beendigung der Messe trat Abbé Douzac in die Sakristei, trank seine Fleischbrühe und seinen Wein und stieg dann wohlgestärkt auf die Kanzel.

Zweiundeinhalb geschlagene Stunden setzte er der Gemeinde den Plan seiner künftigen Predigten auseinander. Zum Schluß bemerkte er:

"Heute, meine Brüder, habe ich mich kurz gefaßt; am nächsten Sonntag aber, das verspreche ich Euch, will ich ausführlicher sein, und Ihr sollt mir nichts vorzuwerfen haben."

Man kann sich unschwer denken, welche Wirkung dieses Versprechen auf das erschöpfte Auditorium hervorrief, dem während der andlosen Predigt die Klucht durch die Sakristei vom Kantor Missier energisch verwehrt worden war.

Am nächsten Sonnabend erhielt Abbé Douzac vom Bischof die offizielle Benachrichtigung, daß der Herr Generalvikar am Sonntag in Gondourville eintreffen und im Auftrage seiner Eminenz dem Gottesdienst beiwohnen werde.

Die Nachricht verbreitete sich mit Windeseile in der Gemeinde, und die Ankündigung eines feierlichen Hochamtes mit einem Organisten aus Montauban erregte die Neugierde der Bauern in dem Maße, daß sie beschloßen, an diesem Hochamt teilzunehmen, obwohl sie sich nach der so unerwartet in die Erscheinung getretenen Vereb-jamkeit ihres Seelsorgers eigentlich vorgenommen hatten, die Kirche in Zukunft zu meiden.

Am Sonntagmorgen stieg der Herr Generalvikar vor der Tür des Pfarrhauses aus dem Wagen und erklärte dem ihn empfangenden Abbé:

"Se. Eminenz ist sehr unzufrieden mit Ihnen, Herr Pfarrer. Sie predigen niemals und ich frage Sie zunächst, welche Gründe Sie dafür haben?"

"Ich predige nicht, Herr Generalvikar, das ist allerdings wahr. Aber wie sollte ich auch? Ich wäre ja gleich dem Apostel Paulus ein Prediger in der Wüste! Meine Pfarrkinder laufen davon, sobald ich die Kanzel besteige, und lassen mich allein mit den vier Wänden. Als Auditorium ist das etwas mager, und darum habe ich geglaubt, auf das Predigen gänzlich verzichten zu sollen. Uebrigens sind die Bauern hier so dumm, daß ich den Nutzen, den sie aus meinen Predigten ziehen könnten, nicht einzusehen vermag."

"Ich wünsche trotzdem, Herr Pfarrer, daß Sie heute predigen! Ich möchte mich selbst davon überzeugen, ob diese braven Leute wirklich dem wenig schmeichelhaften Bilde entsprechen, das Sie von ihnen entwerfen."

"Schön, Herr Generalvikar, ich werde predigen."

Inzwischen hatte der Kantor Missier, der von seinem Vorgesetzten geheime Weisungen erhalten hatte, in der Sakristei das silberne Ge-täß mit dem Weihwasser auf den Spiritusapparat gesetzt und das Wasser kochen lassen.

Um 9 Uhr betraten unter brausenden Orgellängen der Herr Generalvikar, gefolgt vom Abbé Douzac, ernst und feierlich die dicht gefüllte Kirche. Hinter ihnen schritt mit demütig gesenktem Haupt, das silberne Weihwasserbeden in der Hand, der Kantor Missier.

Abbé Douzac tauchte den Weihedel in das silberne Beden und begann, während er mit starker Stimme das „Asperges me, domine . . .“ intonierte, das kochende Wasser den Gläubigen ins Gesicht zu schleudern. Singend und spritzend, gefolgt vom Missier mit dem Beden, ging er so durch sämtliche Gänge der Kirche.

Die Pfarrkinder jubelten erschreckt mit den Händen nach ihren Gesichtern, um die heiße Flüssigkeit abzuwischen, und Abbé Douzac bemerkte mit spöttischem Lächeln, als er am Generalvikar vorüberging:

"Sehen Sie nur, wie dumm sie sind! Sie verstehen nicht einmal, das Zeichen des Kreuzes zu machen!"

Nach dem Evangelium entledigte Abbé Douzac sich des Mes- getwandes und schritt nach der Kanzel, während Missier mit dem Schlüssel in der Hand der Tür zustrebte.

In diesem Augenblick erhob sich in der frommen Gemeinde ein unbeschreiblicher Tumult. Alles eilte in wilder Hast dem Ausgange zu, bemüht, denselben noch vor dem Kantor zu erreichen. Als der Pfarrer die Kanzel betrat, war die Kirche vollkommen leer.

"Soll ich predigen, Herr Generalvikar?" fragte Abbé Douzac.

"Das wäre zwecklos. Es ist ja niemand mehr da. Sie hatten recht: es sind in der Tat Wilde!"

Nach Montauban zurückgekehrt, erstattete der Herr Generalvikar Sr. Eminenz einen äußerst günstigen Bericht über den Zukulpaten, den auch nicht die Spur einer Schuld dafür trafe, daß in Gondourville nicht gepredigt würde.

In Zukunft blieb Abbé Douzac unbehelligt. Er lebte und wirkte noch lange Jahre in Gondourville, ohne auch nur ein einziges Mal zu predigen. Als er endlich hochbetagt starb, wurde er von Alt und Jung aufrichtig betrauert. Keiner von diesen schlauen, her-schlagenen, nichts weniger als dummen Bauern, die gelenkten Hauptes seinem Sorge folgten, ahnte, daß der Entschlafene sie einmal als Adioten dargestellt hatte, um seine Pfarre und sein beschauliches Dasein zu behaupten. —

Kleines feuilleton.

pl. In der Sonne. Gelbe Nachmittagssonne liegt über der Chaussee. Endlos ausgegossen breitet sie sich zu beiden Seiten des Weges über Wiesen mit dürrern verstaubten Gras und schweigende Felder. Kein Windhauch weht, kein Grashalm regt sich, fern nur zittern die Hitzwellen über das Land, und zuweilen schallt ein Vogelruf aus den Furchen. Fern, wo sich der Weg im schattigen Dunkel verliert, zieht sich im blauen Himmel der Wald. Naum, daß die Sonne Einlaß findet durch das verschlungene Geäst, hier und da nur spielen vereinzelte Lichterchen über die braunen Stämme. Dort ist Kühle und Schatten.

Eine kleine Schar Ausflügler kommt langsam die Chaussee entlang. Die Männer in Sommerkleidern, den eingedrücktten Panama tief in die Stirn, die Frauen in weißen leichten Blusen. Ganz vorne leucht ein älterer dicker Herr.

"Unheimliche Hitze!" stöhnt er laut und bleibt erschöpft stehen.

Indessen kommen auch die anderen heran.

"Nur immer weiter, Onkel!" ermuntert ihn eine junge Frau, "bald sind wir ja da!"

"Ja, das sagt Ihr nun schon zum zehnten Male!" grollt die Tante. "Ich habe überhaupt schon die Hoffnung aufgegeben, so hinzukommen. Und an allem ist nur Hans schuld. Wären wir den See entlang gegangen, sähen wir längst beim Kaffee."

"Na, macht's man halbwegel!" verteidigt sich Hans. "Ihr tut ja gerade, als ob Ihr übermenschliche Strapazen bestehen müßtet. Daß es warm ist, dafür kann ich doch nicht und das bißchen Laufen . . ."

"O Gott, das bißchen Laufen!" Die Tante schlägt entrüstet die Hände zusammen. "Da traben wir jetzt eine geschlagene Stunde in der Glut umher, und bis zum See ist's mindestens noch eine. Dir ist das ja ganz gleichgültig. Aber man ist doch schließlich auch nur ein Mensch!"

"Und man kann einen Sonnenstich bekommen!" Der Onkel zog das Taschentuch hervor und betupfte sorgfältig seine Glatze.

"s ist alles nicht so schlimm!" tröstete Hans. "Nur immer vorwärts, im Wald könnt Ihr ausruhen!"

Die Tante warf ihm einen vernichtenden Blick zu und schritt schweigend weiter. Sie mußte nicht mehr sprechen können vor Ermattung, denn nur hin und wieder tönte ihr leises „Unerträglich!“ oder des Onkels Keuchen.

Der Wald kam näher. Sie erstiegen eine kleine Anhöhe und standen im Schatten mächtiger Föhren. Unter ihnen lag zur einen Seite der See, an dessen Ufern sich der Wald weiterzog, zur anderen die Felder und Wiesen, durch die in weitem Bogen die Chaussee lief.

Die kleine Gesellschaft hatte sich ins Gras gestreckt und schien sich allmählich zu erholen. Nur die Tante konnte sich nicht beruhigen. Sie klagte über Stechen in den Füßen und Migräne.

"Das hält ja kein Pferd aus!" jammerte sie. "Es ist unerhört von Dir, Hans, uns so was zuzumuten."

"Aber schön ist's doch!" lachte Hans. "Seht nur diese herrlichen alten Bäume! Hat sich etwa der Weg nicht gelohnt, Räte?"

Er blickte sich nach seiner Frau um, die aufgestanden war und auf die Chaussee hinabsah. "Was hast Du denn da?"

Von unten, wo graue Staubwolken langsam über den Boden hinstroichen, klang schweres Stampfen und Hämmern herauf. Hans trat näher und sah hinunter. Eine Schar Arbeiter besserte die Chaussee aus. Die einen schleppten Steine herbei, andere behauten sie, wieder andere schüttelten unablässig Sand auf. Durch die dicke, heiße Luft drang das Rattern und Mirischen der Walze, die sich schwerfällig über den Kies dahinwälzte.

Hans sah seine Frau verstoßen an, ihre Blicke fanden sich.

"Siehst Du, Tante", sagte er dann laut, "da unten schleppen Menschen in Staub und Hitze Steine und dürfen weder klagen noch Migräne bekommen. Und Du . . ."

"Aber, Hans!" Die Tante fuhr empört auf. "Was sind denn das für Vergleiche? Willst Du mich etwa mit denen auf eine Stufe stellen? Das möchte ich mir denn doch sehr verbitten! Die sind eben dazu da, Steine zu tragen. Und arbeiten muß ein jeder!"

"Gewiß", pflichtete der Onkel bei, "arbeiten muß ein jeder!"

"Ja", sagte Hans, "es kommt nur darauf an, was man unter 'arbeiten' versteht. Wenn die Leute da, zum Beispiel, wie Du, mit dem Portemomais in der Hand geboren wären, könnten sie jetzt auch daliegen und sich reden, so aber . . ."

"Werde doch nur nicht wieder persönlich!" unterbrach ihn der Onkel. "Es ist eben stets so gewesen und wird ewig so bleiben: es muß Reiche geben und Arme, Müßiggänger und Arbeiter. Wo sollte das denn auch hin?" Er schüttelte den Kopf und sah den Neffen erregt an.

"Und was Du da von Staub und Hitze sagst, ist man fast so schlimm. Die paar Stunden täglich, das hält man wohl schließlich aus. Und die Leute gewöhnen sich so daran, daß sie schließlich gar nichts anderes mehr haben wollen. Dafür sind es eben Arbeiter!"

"Arbeiter!" wiederholte die Tante. "Komm, Artur, laß uns gehen, das Geschimmer macht mich nervös."

"Ja, und es staubt herüber", nidte der Onkel.

Sie erhoben sich und gingen würdevoll den Weg zum See hinab. Hans und seine Frau folgten nach.

Unten aber, auf der Chaussee, wo die flimmernde Sonnenglut lag, eilten sehnige Gestalten geschäftig hin und her. Hämmer klagen, Schaufeln klirren, in grauen Wolken wirbelte der Staub und die Dampfswazze ratterte dumpf. Arbeiter!

— Sprichwörter aus den sieben Gemeinden von Vicenza. Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: Die inmitten italienischer Umgebung an ihrer deutschen Sprache und Eigenart festhaltenden sieben Gemeinden von Vicenza bilden neuerdings allenthalben den Gegenstand der Geschichts- und Sprachforschung. Folgende Proben der Sprechweise dieses Völkchens, die wir der Zeitschrift für deutsche Mundarten (1906, Heft 2) entnehmen, mögen zeigen, wie merkwürdig sich das oberitalienische Deutsch im Laufe der Zeit entwickelt hat. Die mitgeteilten Sprichwörter muten vielfach ursprünglicher, bodenständiger und natürlicher an, als unsere heutige neuhochdeutsche Sprachweise, die im Laufe der letzten Jahrhunderte, namentlich durch den Einfluß der Stadtsprache, abgeschliffener erscheint. „Vear stet panme bolse, liarnat lün“ = „Wer beim Wolfe steht, lernt heulen“. — „Der starbet bo hungare in an olvan proat“ = „Der stirbt vor Hunger in einem Ofen voll Brot“ (Es geht ihm wie dem Esel zwischen zwei Heubündeln). — „Vear get met lügen, hat kurze schinken“ = „Wer mit Lügen geht, hat kurze Beine“. — „Pauch ba de hingart, isset aller ding“ = „Ein Bauch, der hungert, isst alles“ (Hunger ist der beste Koch). — „Hearter esel starcker prügel“ = „Ein hörriger Esel (verdient einen) starken Prügel“. — „Vohingartar hunt machet illarn (vgl. niederdeutsches: elk = jeder) sprunt“ = „Ein hungriger Hund macht jeden Sprung“ (In der Not frisst der Teufel Fliegen). — „Der pomo ballet net an ersten stroche“ = „Der Baum fällt nicht auf einen Streich“ (Auf einen Streich fällt keine Fische). — „Vear schut rollen, sammelt rollen, bear schut gearsten, sammelt gearsten“ = „Wer Roggen sät, sammelt Roggen, wer Gerste sät, sammelt Gerste (Wie die Saat, so die Ernte)“. — „In großen Köchen ist nagen de armatot“ = „In großen Köchen ist die Armut am nächsten (Wohlgeschmack bringt Bettelrad)“. — „Vear get laise, get bait, an illar dint bil sain zait“ = „Wer leise geht, geht weit, jedes Ding will seine Zeit (Langsam und sicher gewinnt das Ziel)“. — „Der büffel fallet net bait sonne stamme“ = „Der Bispfel (statt neuhochdeutsch Apfel) fällt nicht weit vom Stamm“. — „Lue net alles, has du mal, gip net alles, has du hast, kloy net alles, has du hōorch, sit net alles, has du boast“ = „Tu nicht alles, was du larnst, gib nicht alles, was du hast, glaub' nicht alles, was du hörst, sag nicht alles, was du weißt!“

h. Neuartige Ausstellungsunternehmungen. Eine Ausstellung für holländische Blumen- und Gartenpflege wird in Hannover angestrebt. Seit zehn Jahren wird daselbst die Blumenpflege durch Schulkinder geübt und alljährlich im Herbst fand eine Ausstellung der gepflegten Pflanzen statt. Für dieses Jahr soll diese Ausstellung einen ganz besonderen Charakter erhalten. Alle Städte der Provinz, welche Blumenpflege durch Schulkinder betreiben, sollen für diese Ausstellung interessiert werden, desgleichen will man auch alle Blumenpfleger zur Ausstellung ihrer Pflanzlinge einladen. Weiter sollen die Inhaber der Laubengärten und der Verein für Knabenhort zum Ausstellen aufgefordert werden, wie auch auf die Mitwirkung des Vereins für Aquarien- und Terrarienkunde gerechnet wird. Auch ist beabsichtigt, die Schulaquarien und beachtenswerte Stücke aus der botanischen Abteilung des Schulmuseums für die Ausstellung zu verwenden und einen Musterhulgarten anzulegen.

Eine andere eigenartige Schauausstellung wird die im nächsten Jahre in Dresden stattfindende Gartenbauausstellung bringen. Es handelt sich um die Darstellung der Einführungsperioden exotischer Pflanzen. Diese Schauausstellung wird von Prof. Dr. Drude geleitet und soll nach dessen Angaben folgende fünf Perioden veranschaulichen: 1. Der Gartenbau des Mittelalters 800—1500, mit Pflanzen der heimischen bzw. südeuropäischen Flora. 2. Die Tulpenperiode und beginnende Einführung amerikanischer Pflanzen, als Kartoffel, Mais und Lebensbaum, zusammen mit Gehölzen des Ostens, als Flieder, Koffkastanie usw. Diese Periode umfaßt die Zeit von 1500—1670. 3. Die Periode der Einführungen aus Südamerika und der Gehölze aus Nordamerika von 1670—1770. 4. Die Periode der australischen Kaltauseinführungen und der Zunahme tropischer Warmhauspflanzen von 1770—1830. 5. Die Periode Ostasien erscheint mit schön blühenden Gehölzen, und die Weststaaten Nordamerikas bringen eine Ergänzung der Warmhauskulturen.

Kunst.

o. s. Die zweite Ausstellung, die der Kunstsalon Schulte in seinem neuen Heim zeigt, bringt eine Fülle neuer Bilder. Es stellt sich dabei heraus, daß der in fünf Sälen zur Verfügung stehende Raum auf die Dauer wohl schwerlich immer mit guten Werken zu füllen sein wird. Wo soll das Material herkommen? Gemalt wird zwar viel, und so muß schließlich Mittelware, vielleicht gar noch schlimmeres die Läden stopfen. Auch die jetzige Ausstellung zeigt eine gewisse Verlegenheit.

Im Mittelpunkt steht Münch, von dem eine reichliche Anzahl Landschaften, Porträts von neuem die elementare Kraft des nordischen Temperaments beweisen, dem alle kultivierte Künstelei, deren Spuren man ihm anmerkt — er ist durch die französische Schule hindurch-

gegangen —, nicht den Kern seines Wesens ertötet. Münch erreicht durch die Intensität seiner Gestaltung, was die modernen Franzosen künstlich anstreben, große Kontraste, markante Linien und eine ans Primitiv anklagende Robustheit der Darstellung. Während aber die Franzosen, wie Gauguin z. B., der die Inselaner von Haiti darum aufsuchte, um primitiv sehen zu lernen, äußerlich nachahmend bleiben, schöpft Münch gleich dem anderen Maler, mit dem er Lehnlichkeit besitzt, mit van Gogh z. die Kraft aus sich selbst. Sein Temperament ist sein Führer. Darum hat seine Ausdrucksart überzeugendere Werte. Dann kommt noch hinzu, daß das vollkliche Element bei Münch stärker mitpricht. Es ist, als seien in ihm noch Reste nordischen Empfindens wirksam, die etwas Ungestim-Primitives, Wild-Ungebrochenes haben. Darum führt er seine Absicht so rücksichtslos ans Ziel. Seine Bilder machen in ihren krassen Farben, in ihren übertrieben dekorativen Werten einen verbißenen fanatischen Eindruck. Die Linien laufen als breite Bänder neben einander, unvermittelt steht Farbe bei Farbe und man denkt fast an die ungehändigte Wucht altmodischer Gebilde, die uns in Werken der Vorzeit erhalten sind. Indem bei Münch das Persönliche so mit dem Vollklichen verknüpft ist, glauben wir ihm mehr, als den gleichstrebenden Franzosen, die der Verstand mehr regiert.

Am intensivsten wirken Münchs Porträts, in denen er einen Charakter hinstreift und zugleich das Persönliche unwertet ins Dekorativ-Malerische. Er erweitert und benutzt den Impressionismus, um monumentale Wirkungen zu erzielen. Die Figuren stehen in harten, energischen Linien und derben, fast schreienden Farbkontrasten vor uns. Es blicken uns keine Menschen, sondern dekorative Gestalten an. Man darf an alte Stickerien oder Holzschmückerien denken.

In der Landschaft gibt Münch intensive Stimmung. Auch hier ein Eindruck, als hätten wir alte Glasmalereien vor uns, leuchtende Farben, breite Flächen, harte Kontur. Fein bringt Münch Figur und Landschaft zusammen, wie in dem großzügigen „Abend“, mit dem violett leuchtenden Meer in Abendstimmung, vor dem in großem Umriß ein sitzender, sinnender Mensch sichtbar wird. Diese zwingende Kraft durch malerische Mittel, die suggestive Gewalt haben, zeigt sich auch in der „Sterbestunde“, einem Milien, das ganz in grünlich tote Farben getaucht ist. Wie ein Faulfarenstoh wirken dagegen die frischen Bilder, in denen Münch Motive von der Landstraße, spazierenden gehende Dorfmadchen, dekorativ verwertet.

Ähnliche suggestive Gewalt mit den Mitteln der Farbe und der Linie strebt auch Jens Vorkholm an. Er ist zurückhaltender. Aber das kleine Bild „Hunger“, in dem vor blauer Wand die Gestalten der abgezehrten Frau und des in der elastischen Haltung unheimlich wirkenden, zum Skelett abgemagerten Kindes erscheinen, zeigt Ansätze zu eigener Auffassung. Fein wirkt hier besonders noch der im Halbdunkel verschwindende Mann. Ueberhaupt fällt es auf, wie schlicht bei aller eigen empfundenen Tiefe der Künstler bleibt. Auch das große Bild: „Das Evangelium der Armen“ ist eindringlich in der Wirkung. Es zeigt eine Volksversammlung. Abendlich gelbes Licht im Raume. Die Gesichter scharf herausgearbeitet. Intensive Stimmung ist hier dem Künstler gelungen. Er ist über kleinliche Schilderung hinausgekommen und hat das Wesentliche erfaßt. Gut wirkt hier noch das durch das geöffnete Fenster hereindringende blaue, dunkle Licht der Nacht. Ein wenig kräftigere Sprache noch, und man könnte an Laermans, den belgischen Arbeitermaler denken. Wie ein einfaches Volkslied wirkt dagegen der „Gang im Dorf“, eine schlichte Abendstimmung zwischen kleinen Häusern, in Dunkel getaucht, von dem sich die Häuschen wie Silhouetten abheben. Die Landschaften sind einfacher. Eine ausnehmende Empfindung führt hier den Pinsel. Leicht und sonnig liegt das Licht über Wald und Wiesen, heimliche Freude und Freiheit überall. Ein feierlich stiller Jubel. Diese beinahe rührend schlichte, ehrliche Empfindung kommt besonders gut in dem Heidebilde zum Ausdruck, in dem vor weiter Ebene hinten zwischen den vereinzelt stehenden Bäumen der Nebel zarte Schleier spinnt, so einfach und leicht, wie es oft die Japaner auf ihren feinen Holzschnitten zeigen.

Von dem Mecklenburger Otto Dörr, der von 1832—1868 lebte, sind geschmackvolle Porträts ausgestellt, kräftig und elegant zugleich, mit entschiedener Betonung des Malerischen — z. B. in der Art, wie der rote Hintergrund gewählt ist, wie das graue und weiße Kleid mitpricht, wie die Farben trotz deutlicher Kontrastierung zu einander übergehen. Auch im Interieur verstand der Maler oft fein, das zarte Weben der Innenluft wiederzugeben.

Humoristisches.

— Das Gegenteil. „Gerr Müller ist wohl ein großer Naturfreund?“

— „Im Gegenteil, er ist Mitglied vom Verschönerungsverein.“

— Kennzeichen. „Mein Schwager ist Elektrotechniker.“

— „Hab' mir's gleich gedacht; sogar im Gesicht hat er eine Glühbirne!“

— In der Hochsaison. „Wollen S' a Zimmer für drei oder vier Mark?“

— „Wie unterscheiden sie sich denn?“

— „Bei denen um vier Mark is noch a Mausfall'n im Zimmer.“ — („Regendörfer-Blätter“.)